

ANDREAS ROSENFELDER

Wann beginnt ein Arbeitstag? Um halb zehn, wenn der Bürorechner auf die Eingabe des Passworts wartet und der Mantel auf jener Stuhllehne liegt, auf der er jeden Morgen zu liegen kommt? Minuten vorher, wenn der Angestellte das gläserne Hochhaus betritt, den Pförtner im Vorbeigehen grüßt und seinen Hausausweis aus weißem Plastik aus der Tasche zieht? Schon um viertel vor neun, wenn er das Haus verlässt, für einen kurzen Augenblick auf dem Bürgersteig innehält und die eiskalte Morgenluft einatmet, um sich dann nach rechts zu wenden und zur Tramhaltestelle zu laufen, auf einer gedachten Luftlinie, die den Platz mit der Kirche diagonal zerschneidet? Oder beginnt der Arbeitstag um Punkt acht, wenn das Handy, das in der Nacht frischen Strom aus dem Ladekabel gesaugt hat, das Zirpen von Zikaden an einem Sommernachmittag nachahmt?

Du musst. So lautet der Imperativ der Arbeit, und es ist schwer zu bestimmen, wie tief dieser Befehl in unser Leben eingreift, ja ob er überhaupt von außen kommt. In Tokio gibt es eine Bar, die bis in die letzte Nische einem hässlichen Büroraum ähnelt: Drehstühle, Rollschränke, A4-Ablagen und ein Kopierer. Es mag als bizarrer Fetisch erscheinen, den Afterwork-Drink im Halogenschein einer Schreibtischleuchte zu nehmen. Aber in genau diesem Ambiente verbringen die meisten Menschen die Hälfte ihres Lebens. Sind sie dort nicht ebenso zu Hause wie in ihren Wohnzimmern? Und spielt es dann noch eine Rolle, was Hauptschauplatz ist und was Parallelwelt? Wenn ein Handwerker jede Nacht zwölf Stunden lang träumt, er sei ein König, so lautet eine alte Formel der Philosophie, dann ist er ebenso glücklich wie ein König, der jede Nacht zwölf Stunden lang träumt, er sei ein Handwerker.

Es wäre zu einfach, das Glück nur im wildwüchsigen Jenseits der Arbeit zu suchen, in jenem Paradies ewiger Muße, aus dem Adam und Eva verstoßen wurden und das jenseits der Wochenenden nur Lotteriegewinnern, Arbeitslosen und Millionenerben offensteht, die dort wie der Mann aus der französischen Zigarettenwerbung tun, was sie wollen, nämlich nichts – eine ziemlich anspruchsvolle Verrichtung, die fast immer schiefgeht.

Worin aber liegt die merkwürdige Anziehungskraft der Großraumbüros und Großbaustellen, der Raketenabschussbasen und Autowerkstätten? Was ist das für ein Sog, der von unerledigter Arbeit ausgeht und der die Bedingung dafür ist, ihn ignorieren zu können, um den Kondensstreifen am Märzhimmel hinterherzuträumen oder die Auswanderung auf struppige Tropeninseln zu planen, wo man sich dann wohl bald ein Büro aus Treibholz und Palmenblättern basteln würde, mit Papier aus Kokosfasern?

Drei Sachbücher versuchen in diesem Frühjahr den zwanglosen Zwang zu erklären, der Kühlketten und Dienstwege am Laufen hält, Ölgemälde und Mürbegebäck hervorbringt, kurz: alles, was wir haben. Die Bücher kreisen um jenen Befund, den Marx als Entfremdung bezeichnet hat: Niemand, der nicht gerade selbstgepörferte Seifenschalen auf Mittelaltermärkten verkauft, kann die Kette der Wertschöpfung, in der er nur ein Teil ist, ganz überblicken. Fremde sind wir im Büro: Das ist die Grundbedingung der Moderne. Kafka hat ihr Geheimnis vor hundert Jahren erkundet, heute schreibt jede Folge von „Mad Men“ oder „30 Rock“ diese Erzählung fort, die vom Einzelnen handelt und vom Alltag als einer prosaischen Odyssee, die keine endgültige Heimkehr kennt.

Es gibt unterschiedliche Strategien, mit der Undurchschaubarkeit der Arbeitswelt umzugehen. Der britische Bestsellerautor Alain de Botton begegnet ihr in seinem Buch „Freuden und Mühen der Arbeit“ mit dem Staunen der angelsächsischen Philosophie, die den Blick aufs Erfahrbare heftet. Nachdem er Monate auf malaysischen Fischkuttern und in belgischen Keksfabriken verbracht hat, mit Pendlern und Lastwagenfahrern unterwegs war, entwirft Botton das Wimmelbild eines lebendigen Organismus. Seine Herzkammern sind die Wellblechhangars und Backsteinbüros, sein Blut ist die Arbeitskraft der Ingenieure

und Landschaftsmaler, der Frühneuzeit-historiker und Putzhilfen.

Zivilisation ist bei Botton ein zweckfreies Kunstwerk, geschaffen zum Ergötzen der Götter. Und das Trauma der Entfremdung lässt sich heilen, durch Vorstellungskraft und Neugier – indem man einem handgefangenen Seelachs vom Indischen Ozean bis in ein britisches Vorstandszimmer hinterhersteuert oder dem mühseligen Weg der Überlandleitungen hinein nach London folgt. Als Philosoph hat Botton ein Auge für die Tristesse der Computerjobs und der Fertigungshallen, aber sie ist nur die Kehrseite jener Lebenskraft, die er sieht, wenn eine unausgeschlafene Wirtschaftsprüferin morgens das Büro betritt: „Das Leben ist nicht länger rätselhaft, traurig, quälend, rührend, verwirrend oder melancholisch. Es ist eine helllichtige Bühne für praktische Taten.“

Man kann Botton als naiven Trainspotter abtun, der die Betriebe abklappert, um Material für einen Hymnus auf das Räderwerk der Arbeitswelt zu sammeln. Aber wie frisch wirkt dieser Entdeckerblick, wenn man die deutschen Bücher zum selben Thema danebenlegt, deren Autoren ganz anders durch die Büroflure schleichen – müffig nämlich, misstrauisch und gequält, als hätte man Kafka jene Endorphine entzogen, die seine Schreibräusche antrieben, wenn nach den Überstunden in der Versicherungsanstalt die Nacht anbrach.

Christoph Bartmann etwa, Chef des New Yorker Goethe-Instituts, legt in „Menschen im Büro“ die Beichte eines leitenden Angestellten ab, der an jenen Folterinstrumenten des Managements leidet, die er selbst Tag für Tag anwenden muss. Schon die ersten E-Mails sind „Anschläge auf meine frühmorgendliche Leistungsfreude“, dann geht es über Lenkungsausschüsse, Strategiemeeetings und Budgetbesprechungen unfroh durch den Tag. Es ist ein ehrliches und kluges Buch, und man versteht die Nervigkeit moderner Organisationen sofort. Trotzdem verwundert es, dass Bartmann den selbstgewählten Arbeitsplatz als entmenslichte Machtmaschine beschreibt, neben der die Bürokratie der Jahrhundertwende als gute alte Zeit erscheint, in welcher der Amtmann noch seinen Stempel auf Papiere drücken konnte, anstatt Metatätigkeiten mit englischen Bezeichnungen zu verrichten. Immerhin beruhigend, dass selbst die Verwaltung im Rückblick an jenen Naturzustand erinnert, als man sich die Kleider selbst aus Tierfellen nähte.

Natürlich kann niemand auch nur für eine Stunde vergessen, dass es weit Großartigeres gibt als das Arbeiten, dass dieses sehr oft keinen Spaß macht, aber fast immer das Begehren weckt nach seinem Gegenteil, dem Gammeln, der Dekadenz. Dieser Gegenpol ist selbst ein Erzeugnis der Arbeit. Deshalb ist das Buch „Wir Genussarbeiter“ der Journa-

listin Svenja Flaßpöhler so flach. Bewaffnet mit Küchenpsychologie und Kulturkritik wirft Flaßpöhler „unserer Leistungsgesellschaft“ vor, aus Arbeitssucht das Genießen, den Müßiggang, ja selbst die Erotik verdrängt zu haben. „Wie bitte? Vorspiel? Da gehe ich doch lieber zum Sport.“ Aus Freuds These, dass Arbeit wie alle Kultur umgelenkter Sexualtrieb sei, bastelt Flaßpöhler eine Anleitung zum Glücklichein, bei der es nur darum geht, Ehrgeiz und Gier über Bord zu werfen und sich, vielleicht auf Gome- ra, „die Freiheit des Auslassens, des Einlassens und Seinlassens“ zu nehmen.

Du darfst. Ist das der Imperativ, den sich der Angestellte zu Herzen nehmen muss, um kein seelenloser Roboter zu werden? Spätabends um elf, wenn es einsam ist im Büro, wenn das Deckenlicht knistert und nur noch der Wachmann über den Büroteppich trabt? Wenn der letzte Satz auf dem Bildschirm steht? Vielleicht liegt darin das Mysterium der Arbeit: dass sie den Gegensatz von Disziplin und Freiheit in den besten Momenten auflöst. Ohne ihre absurden Zumutungen gäbe es gar keine Zeit, die sich verschwenden ließe.

Alain de Bottons „Freuden und Mühen der Arbeit“ (352 Seiten, 19,99 Euro) erscheint bei Fischer, Christoph Bartmanns „Leben im Büro“ (320 Seiten, 18,90 Euro) bei Hanser, Svenja Flaßpöhlers „Wir Genussarbeiter“ (208 Seiten, 17,99 Euro) bei DVA.



Odyssee im Großraum: Jack Lemmon 1960 in Billy Wilders „Das Appartement“

AUF DER LISTE

Pläne für nächste Woche

Das Gewandhaus rocken. Das gelingt mühelos dem gleichnamigen Orchester, wenn es zur Eröffnung der Leipziger Buchmesse am Mittwochabend dirigiert von Ulf Schirmer eine Kostprobe aus dem aktuellen Repertoire bietet. Bei dieser Gelegenheit wird traditionell der Buchpreis zur Europäischen Verständigung verliehen. In diesem Jahr geht er an zwei Historiker: An den Hitler-Biografen Ian Kershaw und an Timothy Snyder, den Autor des Buchs „Bloodlands“. Die Laudatio auf beide hält Karl Schlögel. Das wird eine historiografische Lehr- und Sternstunde.

Zum Punk konvertieren. Und zwar mit Michael Muhammad Knight, der mit seinem Roman „Tagwacores“ die Bibel der Muslim-Punk-Bewegung schuf und am Donnerstag in Leipzig und am Freitag auf der Lit.Cologne behaupten will: „Muhammad Was A Punk Rocker“. Natürlich rezitieren wir sehr viel lieber Zeilen der „Sex Pistols“ als Koranverse, aber der wilde Hedonismus der muslimischen Punker ist uns als Reformbewegung so grundsynchron, dass wir zumindest für einen Moment alle Debatten über den Euroislam und die abendländische Leitkultur vergessen wollen.

Bücher fetischisieren. Natürlich nicht ohne Karl Lagerfeld, der ebenfalls am Freitag in der Kölner Oper mit Elke Heidenreich diskutiert: „Ich bin ein Papierfresser“. Das sieht man ihm an, es gibt keine bessere Diät.

Lesen und Feiern. Die Leipziger Buchmesse ist eine Messe. Das klingt sehr langweilig, nach Bims-Tec und Inter-Schnurps. Aber zugleich ist diese Buchmesse ein rekordverdächtiges Lesefest. 2600 – in Worten: zweitausendsechshundert – Veranstaltungen in fünf Tagen an 350 Orten, also praktisch rund um die Uhr und überall. Und wohin jetzt genau? Also Freitagabend erst mal erst ins Literaturhaus, wo Daniel Glattauer aus seinem Buch „Ewig Dein“ liest. Dann zur Balkan-Nacht im UT Connewitz, mit kroatischen Dichtern, slowenischem Folk-Rock und mazedonischem „Bottle Jazz“. Und hinterher, wie immer, zur Party der jungen Verlage in die Alte Hauptpost am Augustusplatz, feste feiern.

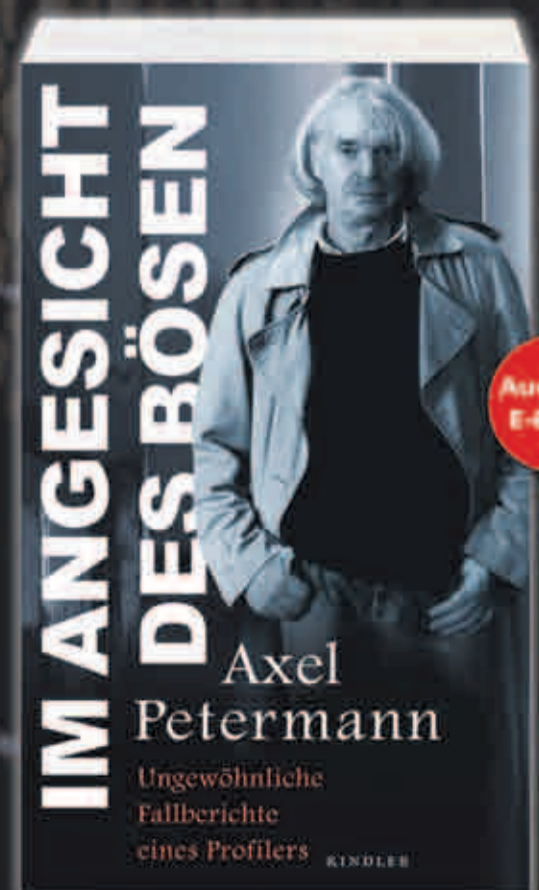
MELDUNGEN AKTUELL
www.welt.de

BERUF PROFILER

Die wahren Fälle des Axel Petermann

«Life is stranger than fiction! Axel Petermanns Berichte über seine Arbeit als Profiler sind inspirierende Quellen für unsere Arbeit als TV-Kommissare. Faszinierende Einblicke in den Alltag eines Profis. Absolut lesenswert!»

Nina Kunzendorf und Joachim Kröl, Tatort-Kommissare



320 Seiten, Klappenbroschur
€ 14,95 (D)

KINDLER

ANZEIGE